SSOAR

Open Access Repository
www.ssoar.info

Eigennamen - die Politik der feinen Unterschiede

Hornbostel, Stefan

Veröffentlichungsversion / Published Version
Sammelwerksbeitrag / collection article

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:
Hornbostel, S. (1997). Eigennamen - die Politik der feinen Unterschiede. In K.-S. Rehberg (Hrsg.), *Differenz und Integration: die Zukunft moderner Gesellschaften ; Verhandlungen des 28. Kongresses der Deutschen Gesellschaft für Soziologie im Oktober 1996 in Dresden ; Band 2: Sektionen, Arbeitsgruppen, Foren, Fedor-Stepun-Tagung* (S. 407-414). Opladen: Westdt. Verl. https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0168-ssoar-138769

Nutzungsbedingungen:
Dieser Text wird unter einer Deposit-Lizenz (Keine Weiterverbreitung - keine Bearbeitung) zur Verfügung gestellt. Gewährt wird ein nicht exklusives, nicht übertragbares, persönliches und beschränktes Recht auf Nutzung dieses Dokuments. Dieses Dokument ist ausschließlich für den persönlichen, nicht-kommerziellen Gebrauch bestimmt. Auf sämtlichen Kopien dieses Dokuments müssen alle Urheberrechtshinweise und sonstigen Hinweise auf gesetzlichen Schutz beibehalten werden. Sie dürfen dieses Dokument nicht in irgendeiner Weise abändern, noch dürfen Sie dieses Dokument für öffentliche oder kommerzielle Zwecke vervielfältigen, öffentlich ausstellen, aufführen, vertreiben oder anderweitig nutzen.
Mit der Verwendung dieses Dokuments erkennen Sie die Nutzungsbedingungen an.

Terms of use:
This document is made available under Deposit Licence (No Redistribution - no modifications). We grant a non-exclusive, non-transferable, individual and limited right to using this document. This document is solely intended for your personal, non-commercial use. All of the copies of this documents must retain all copyright information and other information regarding legal protection. You are not allowed to alter this document in any way, to copy it for public or commercial purposes, to exhibit the document in public, to perform, distribute or otherwise use the document in public.
By using this particular document, you accept the above-stated conditions of use.

gesis
Leibniz-Institut
für Sozialwissenschaften

Mitglied der
Leibniz-Gemeinschaft

5. Eigennamen – die Politik der feinen Unterschiede

Stefan Hornbostel

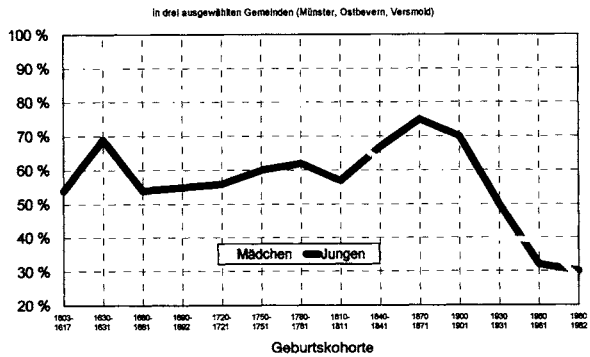
Namen seien »Schall und Rauch« dozierte der Doktor Faustus. Der Autor des Faust hingegen war weitaus empfindlicher, was den Umgang mit seinem Namen anbetraf: »Der Eigenname eines Menschen ist nicht etwa wie ein Mantel, der bloß um ihn her hängt ..., sondern ein vollkommen passendes Kleid, ja wie die Haut selbst ihm über und über angewachsen, an der man nicht schaben und schinden darf, ohne ihn selbst zu verletzen« (Goethe 1962: 447). Was Goethe so widersprüchlich formulierte hat die Philosophie noch für lange Zeit beschäftigt. Nämlich in Gestalt der Frage, ob Namen lediglich »unmeaning marks« seien oder eher das Gegenteil, nämlich semantisch besonders reiche Zeichen, die durch den Akt des Benennens oder Taufens sogar als Sprechakte aufgefaßt werden können. Im Falle von Anthroponymen ist die Sache relativ klar: Namen sind nicht nur Identifikationsmarken, sie sind auch Identitätssymbole, sowohl personal wie soziale.

Aus der Perspektive der Namensgeber handelt es sich bei der Vergabe eines Vornamens – und nur um diese frei wählbaren Namen geht es im folgenden – um einen Auswahlprozeß aus einem Namensschatz, der zwar durch juristische Vorgaben begrenzt, aber dennoch von kaum überschaubarer Größe ist. Die Freiheitsgrade dieser Auswahl sind sehr klein, wenn verbindliche religiöse, magische oder kulturelle Praxen den Auswahlprozeß strukturieren, sie wachsen in dem Maße an, indem die Wertschätzung von Individualität solche Traditionslinien bricht. Folgt man der Individualisierungstheorie, dann wäre zu erwarten, daß sich im Modernisierungsprozeß in mehreren Schüben die Freiheitsgrade bei der Namenswahl erhöhen. Traditionslosigkeit heißt jedoch nicht, daß die Namenswahl in Beliebigkeit verfallen würde. Insbesondere strukturalistische Studien haben darauf aufmerksam gemacht, daß Eigennamen den »Saum eines allgemeinen Klassifizierungssystems« bilden, mit der Folge, daß nicht nur durch Anwendung einer Regel die Zugehörigkeit des Benannten zu einer Gruppe symbolisiert wird, sondern sich der Benennende auch bei freier Namensschöpfung selbst über den Benennungsakt identifiziert. »Man benennt also niemals: man ordnet den anderen ein (...), oder man ordnet sich selbst ein, wenn man, in dem Glauben, keiner Regel folgen zu müssen, den anderen ›frei‹ benennt (...). Und meistens tut man beides zugleich« (Lévi-Strauss 1981: 210 f.). Namen lassen sich daher, ähnlich wie Kleidungsmoden, als Vergegenständlichung gruppenspezifischer sozialer Identitäten verstehen. Sie sind in einem Durkheimschen Sinne »soziale Tatsachen« pur, nicht durch ökonomische Restriktionen irritiert. Bourdieu (1990) geht davon aus, daß der Eigenname über den Taufritus zunächst eine soziale Identität erzwinge und sodann »eine konstante und haltbare soziale Identität« in allen möglichen Feldern des Handelns garantiere. Soziale Identität beruht auf der Konstruktion von Differenzen. Diese symbolisch manifesten Differenzen müssen unter Bedingungen freier (Namens)Wahl ständig gegen eine entropische Nivellierung durch Diffusion und Adaption verteidigt werden und dürfen andererseits ihre Funktion der symbolischen Gruppenintegration nicht verlieren. Am Beispiel der Mode hat Simmel (1983: 132) diesen Vorgang als »Kompromiß zwischen der Tendenz nach sozialer Egalisierung und nach individuellen Unterschiedsreizen« bezeichnet. Das so entstehende Dilemma

von Extravaganz und Unterschiedslosigkeit ist den Akteuren, wie sich in Interviews mit Eltern zeigte, vage bewußt, es wird in Namensratgebern ausdrücklich thematisiert als Aufforderung, die Wirkung des projektierten Namens auf Alter zu kontrollieren, es wird in Kinderbüchern in allen Variationen durchgespielt, und schließlich trainieren Kinder den Umgang mit diesem Dilemma immer wieder bei der Benennung ihrer Spielzeuge. Eine Befragung unter 255 Studierenden der Universität Jena ergab, daß ein erheblicher Teil der Befragten meinte, im Vornamen jene Differenzen erkennen zu können, die soziale Identität erst konturiert: knapp 30% meinten, daß der Vorname Aussagekraft in bezug auf die Persönlichkeit des Trägers hat, gut 40% waren der Ansicht, daß der Vorname auch hinsichtlich der sozialen Herkunft des Trägers aussagekräftig wäre.

Dennoch scheinen die Namensgeber, das zeigen übereinstimmend verschiedene Motiverhebungen, keineswegs im Sinne strategisch handelnder Akteure ihre Wahlentscheidungen zu treffen. Vielmehr werden meist diffuse ästhetische Gründe für die Wahl der Kindesnamen angeführt. Trotz solcher Vagheiten im Entscheidungsprozeß zeigen namenssoziologische Untersuchungen international auffällige Homogenitäten in der Präferenz für bestimmte Vornamen und zwar entlang klassischer Schichtungsvariablen wie Bildung und Beruf. Das deutet darauf hin, daß wir es hier mit relativ homogenen Habitusformen zu tun haben, deren »Praktiken ohne jede strategische Berechnung und bewußte Bezugnahme auf eine Norm objektiv aufeinander abgestimmt und ohne jede direkte Interaktion und damit erst recht ohne ausdrückliche Abstimmung einander angepaßt werden« (Bourdieu 1987: 109). Während die neuere Individualisierungstheorie – im Unterschied zur klassischen – eine »Individualisierung und Diversifizierung von Lebenslagen und Lebensstilen« konstatiert, die das »Hierarchiemodell sozialer Klassen und Schichten« obsolet werden läßt (Beck 1986: 122), legt das Habitusmodell umgekehrt eine Stabilisierung von Klassen- oder Schichtdifferenzen nahe. Eine empirische Überprüfung zeigt zunächst, daß in Deutschland ein »Individualisierungsschub«, wie von den klassischen Individualisierungs- und Differenzierungstheorien beschrieben, zwischen der Mitte des letzten und der Mitte dieses Jahrhunderts stattfand. Die Namenskonventionalität, gemessen als Konzentration auf die 10 häufigsten Namen, läßt in dieser Zeit deutlich nach (vgl. Abb.1).

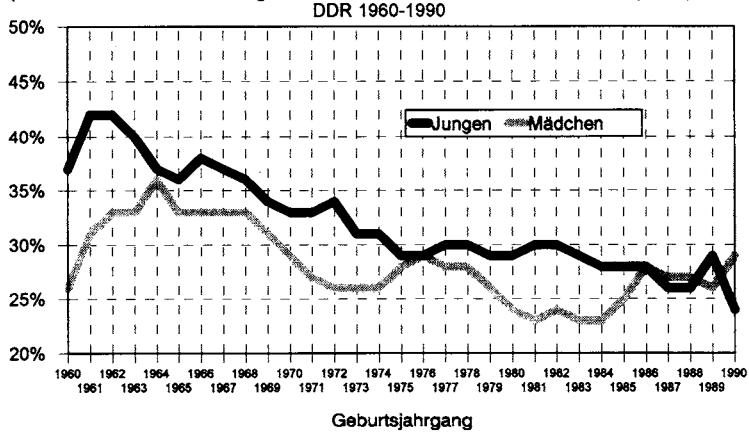
Abb.1: Namenskonzentration (1603 - 1982)
(Anteil der 10 häufigsten Namen an allen Namen der Stichprobe)



Quelle: Simon, M. 1989 / eigene Berechnungen

Auch die immer wieder beobachtete Geschlechtsspezifität, wonach Mädchennamen modischer, vielfältiger, eher dekorativ und weniger traditionsverhaftet sind (vgl. Rossi 1965, Lieberson & Bell 1992), entsteht erst in diesem Zeitraum; zuvor war Namensmode eine Männerdomäne. Der von Beck prognostizierte Individualisierungsschub seit den 60er Jahren fällt daran gemessen sehr moderat aus. Die Überprüfung der Frage, ob die heute erreichte Entkonventionalisierung in der Namensgebung zugleich die traditionellen Schichtungsgrenzen überwunden habe, fällt ebenfalls zu ungunsten der Individualisierungstheorie aus (vgl. Frank 1977, Debus 1976). Ein Bedeutungsverlust vertikaler Stratifikationsmuster wurde jedoch nicht nur von der neueren Individualisierungstheorie behauptet. Marxistische Namensforscher gingen davon aus, daß nicht das erreichte Wohlstandsniveau, sondern nur ein tiefgreifender gesellschaftlicher Umbau die soziale Markierungsfunktion von Namen aufheben könnte. Naumann (1973: 187) berichtete über die Entwicklung in der DDR: »Nach der großen historischen Wende von 1945 wurde nicht nur die Kluft zwischen Arbeitern und Angestellten in der Namengebung sehr rasch überwunden, sondern es kam in unserer Republik überhaupt zur Überwindung der sozial differenzierten Namengebung, weil sich die Gesellschaftsstruktur grundlegend verändert hatte«. Tatsächlich läßt sich in der DDR ein Sinken der Namenskonzentration feststellen. Wie eine Sekundäranalyse von mehr als 400.000 Geburtseinträgen zeigt (vgl. Abb. 2), ließen sich zu Beginn der 60er Jahre

Abb. 2: Namenskonzentration
(Prozent der mit den 10 häufigsten Namen erfaßten Personen in der Stichprobe)
DDR 1960-1990



Quelle: Kleinteich, B. 1992 / eigene Berechnungen

mit den 10 häufigsten Vornamen gut 40% der männlichen und etwa 35% der weiblichen Population erfassen. 30 Jahre später ist der Anteil bei den Jungen auf unter 30% gefallen, bei den Mädchen oszilliert der Wert zwischen 25% und 29%. Das Absinken der Konzentration auf wenige Namen vollzieht sich nicht nur in der Spitzengruppe, sondern bleibt auch dann erkennbar, wenn man die 40 gebräuchlichsten Namen zugrunde legt. Dieser gestiegenen »Individualisierung« korrespondiert jedoch keineswegs eine Auflösung schichtspezifischer Präferenzmuster. Ebenso werden die klassischen geschlechtsspezifischen Namensge-

bungspraxen erst am Ausgang der 80er Jahre nivelliert, sowohl hinsichtlich der Konzentration als auch hinsichtlich der Namensinnovation. Auch in der Namensgebung zeigt sich, daß in der »klassenlosen Gesellschaft« deutliche ästhetische Differenzen entlang der verfügbaren Bildungsressourcen ausgebildet wurden: Anhand einer Stichprobe von 2.100 Personen aus den Geburtsregistern der Stadt Jena (1975-1995) haben wir eine grobe Zuordnung nach dem höchsten Bildungsabschluß der Eltern in eine Bildungsgruppe (Fachschul-, Hochschulabschluß) und eine bildungsferne Gruppe (Ungelernte, Facharbeiter, Meister) vorgenommen. Vergleicht man nun die Übereinstimmung zwischen beiden Gruppen, ergibt sich folgendes Bild (vgl. Tab. 1), das insbesondere bei den Mädchennamen die geringe Übereinstimmung der Geschmacksurteile beider Gruppen zeigt:

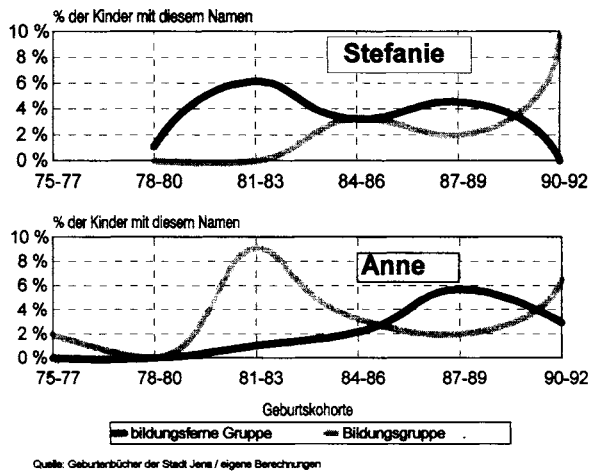
Tab.1: Von den 20 häufigsten Namen in der Bildungsgruppe und in der bildungsfernen Gruppe stimmten überein:

	1975-80	1981-86	1987-92
Jungen	10	11	10
Mädchen	6	6	10

Zu den Top Ten-Mädchennamen der bildungsfernen Gruppe, die in der Bildungsgruppe nicht auftreten oder weitaus seltener gewählt werden, gehören Nicole, Yvonne, Mandy, Christine, Sandra, Cindy; zu den tendenziell exclusiven Namen der Bildungsgruppe Anne, Julia, Franziska, Katrin, Caroline, Katharina.Unterschiede zwischen den beiden Bildungsgruppen zeigen sich auch in der Pflege familialer Traditionen. Die insgesamt sehr geringe Nachbenennung nach den Eltern tritt mit 5,2% in der Bildungsgruppe deutlich häufiger auf als im Rest der Stichprobe für die Stadt Jena (1,6%). Die klassischen Differenzierungstheorien (Simmel, Durkheim) erklären derartige schichtspezifische Differenzen mit Imitations- und Diffusionsprozessen, wie sie für Moden typisch sind: Die Distinktionskämpfe, die sich in der Mode abspielen, haben bekanntermaßen kein Ende, denn Mode »ist nie, sondern wird immer« (Simmel:134). Dabei diffundieren Moden laut Simmel per Nachahmung von oben nach unten. Im Bereich der Namensgebung werden nach diesem Modell in einer Art »onomastischem Wettrennen« (Pulgram 1950: 150) Namen aus den Oberschichten übernommen, finden zunehmend Verbreitung in den unteren sozialen Schichten, reduzieren damit den »Prestigewert« dieser Namen und bringen so den Distinktionsmechanismus neuerlich in Gang. Historische Untersuchungen des Namenswandels konnten deratige trickle-down-Prozesse seit dem späten Mittelalter nachzeichnen (vgl. Kohlheim 1977). Schon Simmel hatte jedoch vermutet, daß »nachdem die prinzipielle Lösung des Individuums von den verrosteten Ketten der Zunft, des Geburtsstandes, der Kirche vollbracht war, (...) die so verselbständigten Individuuen sich auch voneinander unterscheiden wollen« (Simmel 1984: 216). Noch stärker wird dieser Gedanke im Begriff der reflexiven Modernisierung artikuliert, der das Individuum zur Referenzebene, ja zum Ausgangspunkt gesellschaftlicher Integration macht. Dies würde bedeuten, daß sich die Wertigkeit symbolischer Differenzmarkierungen und ihre Diffusion nicht mehr (nur) entlang der vertikalen Achse bewegen würde, sondern eine horizontale Diversifikation innerhalb der Gruppen anwachsen müßte. Benutzt man die in Tab. 1 genannten Daten zur Prüfung der Diffusionsprozesse, dann zeigt

sich, daß 1975-80 von den 20 beliebtesten Namen in der Bildungsgruppe 6 Mädchennamen (10 bei den Jungen) auch unter den 20 beliebtesten Namen der bildungsfernen Gruppe auftauchen, 1981-86 sind in der bildungsfernen Gruppe immer noch 6 (10) der Favoriten der Bildungsgruppe aus dem Zeitraum 1975-80 erhalten, 1987-92 sind es nur noch 7 (6) dieser Namen. Ein hierarchischer Diffusionsprozeß ist also nur schwach erkennbar, auch wenn die Top-Namen der Bildungsgruppe in der bildungsfernen Gruppe etwas länger überleben als in der Bildungsgruppe selbst. Hinzukommt, daß durchaus auch Namen von der bildungsfernen Gruppe in die Bildungsgruppe aufsteigen. Abb.3 zeigt exemplarisch beide Typen dieses Diffusionsprozesses. Eine solche Auflösung ist keineswegs DDR-spezifisch, für Frankreich berichtet Besnard (1994: 171): Hitherto, social divions were essentially expressed in the form of a time-lag in the adoption of the same first names; now they tend to be revealed by different choices of first names«. Ursache dafür ist offenbar, daß zwar nach wie vor das besonders geschätzt wird, was nicht innerhalb des eigenen Kreises entstanden ist (vgl. Simmel 1983: 133), aber der innovative Zugriff auf das Fremde nicht mehr durch eine soziale Gruppe mit besonderen Bildungsressourcen erfolgt und von dort diffundiert, sondern parallel Namensinnovationen bzw. -importe aus unterschiedlichsten sprachlichen und nationalen Quellen stattfinden. Daß sich dabei schichtspezifische Muster nicht völlig auflösen, scheint damit zu tun zu haben, daß sich die habituellen Dispositionen kommunikativ stabilisieren. Milieuspezifisch werden sowohl mögliche wie tendenziell entwertete Namen wahrgenommen. Zwei Interviewpassagen mögen das illustrieren: »Man hat die einfach öfter gehört (...) Ich meine, man wird ja das Kind nicht ›Gertrud‹ nennen oder so. Wenn man das aber oft hört in der Zeit, dann denkt man, ach so abwegig ist der Name gar nicht«. Bei zu häufigem Hören kehrt sich die Wertung um: »Und dann war die große Welle mit ›Kevin‹ und ›Paul‹ und hin und her. Ja ich meine gut, das sind vielleicht auch nicht unbedingt häßliche Namen, aber wenn dann jeder so heißt, das wollte ich dann halt auch nicht, daß mein Kind ein Sammelbegriff ist«.

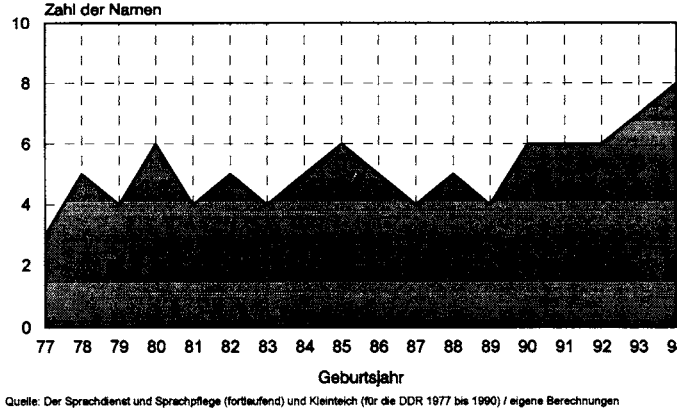
Abb. 3: Diffusionsprozesse (Stadt Jena 1975-92)



Quelle: Geburtenbücher der Stadt Jena / eigene Berechnungen

Allein die Globalisierung des Namensschatzes bewirkt daher keineswegs die Aufhebung von Differenzen, auch wenn Namen wie ›Kevin‹ international reüssierten. Dazu bedarf es vielmehr einer kommunikativen Feinsteuerung. Die deutsch-deutsche Entwicklung der Mädchenvornamen zeigt, daß solche Koordinierungen auch auf der Makroebene erkennbar sind. In der DDR entwickelte sich seit den 70er Jahren eine besondere Vorliebe für »westliche«, speziell englische, französische und italienische Namen. Paradoxerweise war es gerade jene, unter relativ restriktiven Kommunikationsbedingungen entwickelte Westorientierung, die die Differenz zum Westen produzierte, wo Namen wie Mandy, Yvonne, Cindy, Doreen nie zu den zehn häufigsten Namen zählten. Erst mit der Wende stabilisiert sich zunächst die Zahl der übereinstimmenden Namen. 1994 gleichen sich die beliebtesten Namen in Ost und West bereits weitgehend. In dem seit dem letzten Jahrhundert ablaufenden Modernisierungsprozeß haben nicht nur religiöse Traditionen an Bedeutung verloren, verblaßten familiale Traditionen der Nachbenennung (nach unseren Quellen erhalten nur 3-4% der Kinder die Namen der Eltern, ca. 6 % die der Großeltern zumeist in einem Zweitnamen), sondern erodierte auch die »Vorbildfunktion« sozialer Gruppen. Dies bedeutet auch, daß die »Qual der Wahl« größer geworden ist und zwar sowohl im Hinblick auf die Entscheidung für einen Namen als auch im Hinblick auf die Wahl eines Entscheidungssystems.

Abb.4: Übereinstimmung zwischen den 10 häufigsten Mädchennamen in Ost- und Westdeutschland (1977-1994)



Quelle: Der Sprachdienst und Sprachpflege (fortlaufend) und Kleinteich (für die DDR 1977 bis 1990) / eigene Berechnungen

Von einer »Politik der feinen Unterschiede« läßt sich dabei insoweit sprechen, als die Eltern innerhalb eines habituell verfestigten Rahmens, der kaum reflektiert wird und im Interview entsprechend schwer expliziert werden kann, durchaus Ziele und Erwartungen hinsichtlich der distinktiven und der integrativen Funktionen des sozialen Symbols »Vorname« formulieren. Derartige Distinktionspolitiken sind in zweierlei Hinsicht riskant: Sie können scheitern, d.h. statt der Differenzmarkierung entsteht eine nicht intendierte Zugehörigkeitssymbolik. Sie können aber auch zu erfolgreich sein, so daß – contraintentional – aus der heiklen Balance von Integration und Besonderung die Chance zur Stigmatisierung erwächst. Erving

Goffman (1994: 13ff.) hatte die Zuschreibung einer »virtualen sozialer Identität« als Grundlage für einen Stigmatisierungsprozeß beschrieben, der bewirkt, daß einem »Individuum, das leicht in den gewöhnlichen sozialen Verkehr hätte aufgenommen werden können«, ein Merkmal zugerechnet wird, das Abwendung provoziert, zumindest aber einen Mangel an Beachtung oder Respekt. Namen seien dabei eine »übliche, aber nicht sehr verläßliche Art, Identität zu bestimmen« (ebd. 77). Daß sich gerade Namen für Stigmatisierungen eignen, hat Bering (1992) an der »Markierung« jüdischer Namen für ein historisches Beispiel dargestellt. Seit von Hardenbergs Unterschrift unter das preußische Emanzipationsedikt, das nicht nur die Staatsbürgerschaft der jüdischen Bevölkerung regelte, sondern sie auch auf feste Familiennamen und rechtsverbindliche Unterschriften in deutscher Schrift festlegte, zieht sich bis zu den Rassegesetzen des »Dritten Reiches« eine Spur der »Politik der groben Unterschiede«, die Ihren Höhepunkt in der nationalsozialistischen (Namens-)Politik der Unterscheidung von Deutsch und Nichtdeutsch fand, die für einen großen Teil der so Unterschiedenen tödlich endete. In Victor Klemperers (1975: 109) Erinnerungen an das Dritte Reich ist das sehr plastisch nachzulesen: »Wer keinen unverkennbar hebräischen und gar nicht im Deutschen eingebürgerten Namen trägt, wie Baruch oder Recha, der hat seinem Vornamen ein ›Israel‹ oder ›Sara‹ beizufügen. Er hat das seinem Standesamt und seiner Bank mitzuteilen, er hat alle seine Geschäftsfreunde darauf hinzuweisen«. Von diesem Typus klassischer Machtpolitik und den entsprechenden rechtlichen Instrumenten muß man einen zweiten Typus unterscheiden, der ohne ein politisches Zentrum entsteht und dennoch Stigmasymbole produziert. Dazu gehört, daß der Name ein relativ einheitliches negatives Konnotationsmuster mobilisiert, daß die Namensträger tatsächlich oder vermeintlich sozial verortet werden können, daß der Name kurzfristig eine nennenswerte Verbreitung erfährt, und schließlich, daß der Name in der öffentlichen Kommunikation mit abwertenden Attributen verbunden wird. Ein Beispiel für einen solchen Namen, der in Gefahr steht, zum Stigmasymbol zu werden, ist »Mandy«. Der Name hat im Westen nur geringe Verbreitung gefunden, in der DDR erreichte er die Top Ten-Listen. Er taucht erstmalig nach dem Mauerbau auf und entwickelt sich Anfang der 70er Jahre zu einem Modenamen. Ende der 70er Jahre erreicht der Name den Höhepunkt seines Lebenszyklus und wird heute nur noch selten vergeben. Der Name läßt also nicht nur eine relativ genaue Prognose des Geburtsjahres zu, er markiert im gesamtdeutschen Kontext auch deutlich die Herkunft der Trägerin. Wenn man die oben erwähnten Daten für die Stadt Jena zugrundelegt, dann ist auch der soziale Hintergrund der Namensträgerinnen relativ gut zu verorten. Der Name taucht ausschließlich in der »bildungsfernen« Gruppe auf. Was die Namensgeber vermutlich nicht wußten, ist, daß Mandy in den USA als stereotypisierter Spitzname für schwarze Frauen benutzt wird (vgl. Allen 1983: 314). Einer Studie, die Anfang der 80er Jahre in Kiel durchgeführt wurde, läßt sich weiterhin entnehmen, daß der Name Mandy nicht nur zu denjenigen Namen gehört, die bei verschiedenen Personen ein einheitliches – und zwar negatives – Konnotationsmuster hervorrufen, sondern im Vergleich zu anderen Frauennamen auch auf verschiedenen Dimensionen eines semantischen Differentials eine relativ durchgängig negative Bewertung erfährt (vgl. Hartmann 1984). Daß der Name inzwischen auch in die Witzkultur Eingang gefunden hat (Radio Fritz strahlt z.B. einen »Mandy-Wetterbericht« aus), ist schließlich Indiz für eine die Konnotationsmuster stabilisierende

pejorative öffentliche Verwendung des Symbols. Was dies für die Namensträgerinnen bedeutet, insbesondere welche Erfahrungen aus öffentlichen Interaktionen, in denen der Name Verwendung findet, resultieren, dürfte davon abhängen, wie ausgeprägt die Differenzwahrnehmungen im alltagsweltlichen Lebensraum der Mandys ist. Wenn man Walter Benjamins (1972: 1038) Einschätzung folgt, daß es »der Habitus des gelebten Lebens« ist, »was der Name aufbewahrt, aber auch vorzeichnet«, dann liegt es nahe, an eine Karriere im Eiskunstlauf zu denken.

Literatur

Allen, Irving-Lewis 1983, Personal Names that Became Ethnic Epithets. In: Names 31/4: 307-317.
Beck, Ulrich 1986, Risikogesellschaft. Auf dem Weg in eine andere Moderne. Frankfurt/M.
Benjamin, Walter 1972, Das Passagenwerk. In: Gesammelte Schriften Bd. V, Frankfurt/M.
Bering, Dietz 1992, Der Name als Stigma. Stuttgart.
Besnard, Philippe 1994, A Durkheimian Approach to the Study of Fashion: The Sociology of Christian or First Names. In: Pickering, W.S.F.; Martins, H. (Hg.): Debating Durkheim, London/N. York: 159-173.
Bourdieu, Pierre 1987, Sozialer Sinn.
Bourdieu, Pierre 1990, Die biographische Illusion. In: BIOS 1: 75-81.
Debus, Friedhelm 1976, Soziale Veränedrungen und Sprachwandel. In: Sprachwandel und Sprachgeschichtsschreibung. Jahrbuch 1976 des Instituts für deutsche Sprache, Düsseldorf: 167-204.
Frank, Rainer 1977, Zur Frage einer schichtenspezifischen Personennamengebung. Neumünster.
Goffman, Erving 1994, Stigma. 11. Aufl., Frankfurt/M.
Goethe, J.W. 1962, Gedenkausgabe der Werke, Briefe und Gespräche. (hg. v. E. Beutler), Zürich/Stuttgart.
Hartmann, Thorsten 1984, Untersuchung der konnotativen Bedeutung von Personennamen. Neumünster.
Kleinteich, Bernd 1992, Vornamen in der DDR. 1960-1990. Berlin.
Klemperer, Victor 1975, LTI. Leipzig.
Kohlheim, Volker 1977, Namenmode und Selektionsprinzipien. In Onoma 21: 523-533.
Lévi-Strauss, Claude 1981, Das wilde Denken. 4. Aufl. Frankfurt/M.
Lieberson, Stanley & Bell, Eleanor 1992, Children's First Names: An Empirical Study of Social Taste. In: American Journal of Sociology 3/93: 515-554.
Naumann, Horst 1973, Entwicklungstendenzen in der modernen Rufnamengebung der Deutsche Demokratischen Republik. In: Deutsch-slawische Forschungen 27: 147-192.
Pulgram, Ernst 1950, Historisch-soziologische Betrachtungen des modernen Familiennamens. In. Beiträge zur Namenforschung 2: 132-165.
Rossi, Alice S. 1965, Naming Children in Middle-Class Families. In: American Sociological Review 30: 499-513.
Simmel, Georg 1983, Schriften zur Soziologie (Hg. von H.-J. Dahme und O. Rammstedt) Frankfurt/M.
Simmel, Georg 1984, Das Individuum und die Freiheit. Berlin.
Simon, Michael 1989, Vornamen wozu? Münster

Dr. Stefan Hornbostel, Friedrich-Schiller-Universität, Institut für Soziologie, Otto-Schott-Str. 41, D-07740 Jena